

# Die Welt der Frau

Beilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 8

Posen, den 13. April

1930

## Die indische Frau von heute.

Auch Indien hat seine Frauenbewegung. — In den Salons der europäisierten Inderin. — Die Führerinnen der Frauenwelt. — Die Mähen der Bäuerin. — Indien das Land ohne Schminke und Puder.

Von Dr. Giesbert Walter.

Von allen Frauen der asiatischen Völker nimmt die indische Frau eine Sonderstellung ein, denn sie ist die einzige, die seit alters her in sozialen Leben wie dem Manne gegenüber eine so geachtete Stellung hat, daß selbst der Mohammedanismus bei seinem Vordringen nach Indien diese Verhältnisse nicht ganz zu beseitigen vermochte. Man geht wohl nicht fehl, wenn man hierin einen Rest jener uralten indo-arischen Auffassung erblickt, die in der Frau als der Mutter allen Werdens und Lebens etwas Heiliges und Göttliches sieht, eine Auffassung, die also im schroffsten Gegensatz zur orientalischen Denkart steht. Ferner ist bei der Betrachtung dieser Frage nicht außer acht zu lassen, daß viele Jahrhunderte hindurch, bis zum Eindringen der Engländer im Jahre 1757, die Masse der indischen Frauen einen im Vergleich zu den übrigen asiatischen Frauen unverhältnismäßig hohen Bildungsgrad besaß, den letztere jetzt nach fast 200jähriger Bedrückung erst in neuester Zeit sich wieder anzueignen bemüht sind. Auch gibt es in Indien einen stärkeren gebildeten Mittelstand, als ihn die anderen asiatischen Reiche kennen, Japan vielleicht ausgenommen. Natürlich ist bei einem Volke von 320 Millionen die Frau sehr verschieden nach Rang, Stand, Bildung und Religion, doch lassen sich nach den sozialen Schichtungen einige wenige Hauptgruppen unterscheiden.

Bei den Frauen der obersten Gesellschaftsklassen muß man zunächst einen grundlegenden Unterschied zwischen denjenigen machen, die reich begütert und mit einer umfassenden Bildung ausgestattet, Reisen in das Ausland ausführen konnten, und denen, die europäische Verhältnisse nicht persönlich kennen lernen.

Die Frauen der ersteren Gruppe reisen nach Europa, werden mit europäischen Ideen bekannt und vertraut, kommen in persönliche Berührung mit europäischen Dichtern, Gelehrten und Künstlern und assimilieren sich in vielen Fällen dieser Denkart völlig. Kehren diese Inderinnen dann in ihre Heimat zurück, so bilden sie bald die Zentren der Reformbewegung, und ihr Bestreben geht darauf hin, ihre Landsleute an den Errungenschaften der europäischen Kultur teilhaben zu lassen. Sie setzen sich für die mannigfachsten Neuerungen ein und veranstalten Empfangsabende nach europäischem Muster, auf denen sie die führenden Kreise um sich versammeln.

Diesem Frauentyp gegenüber steht jene Gruppe der oberen Stände, der es nicht möglich war, Europa persönlich zu bereisen, sondern die ihre Studien auf indischen Hochschulen ablegte. Obwohl darin ein gewisser Nachteil liegt, ist trotzdem diese Gruppe von größerer Bedeutung für die Weiterentwicklung Indiens, denn sie besteht aus Vertreterinnen, die mit dem gesamten Leben ihres Volkes in engerer Berührung stehen. Der vorher geschilderte Typ ist mit seinen Salons, Vortragsabenden und Gartenfesten zu europäisch geworden, als daß ihm in diesem Schrittmah ein großer Kreis zu folgen vermöchte. Die anderen Frauen dagegen verdienen das Hauptinteresse als die eigentlichen Führerinnen der modernen indischen Frauenwelt. Auch sie haben mit vielen alten und als veraltet erkannten Sitten und sozialen Einrichtungen gebrochen — aber wohlverstanden, nicht mit den politischen — und betrachten die Frauenbewegung Indiens als ihre Lebensaufgabe, der sie sich mit ganzer Seele widmen. Eine Hauptvertreterin

dieser Gruppe ist Frau Rama-Kau, die als indische Abgeordnete an dem großen internationalen Kongress für Frauenarbeit und Frauenstimmrecht in Berlin teilnahm.

Daneben wächst die Zahl der Frauen des guten Mittelstandes, die eine moderne Bildung genießen, in erfreulicher Weise. Dieses rasche Anwachsen in den letzten Jahren hat seinen Hauptgrund in der immer weitergehenden Spezialisierung der Berufe bei den Juristen, Ärzten, Lehrern und Beamten. So gibt es jetzt schon in allen großen Städten Frauenschulen, auf denen neben Männern auch Inderinnen Unterricht erteilen, und zwar werden auch die weiblichen Lehrkräfte auf Sonderschulen für Pädagogik besonders vorgebildet; denn auch diese Anstalten sind jetzt überall im Lande zu finden.

Bei diesen Frauen des Mittelstandes ist noch erwähnenswert, daß bei der Heirat eine ähnliche Sitte besteht, wie in Persien. Wie der Perser vor der Hochzeit ein Heiratsgut, das „mehr“, zu hinterlegen hat, so zahlt auch in Indien der Mann eine Heiratssumme, das „dauri“. Nun werden in diesen Familien die Ehen nicht nach freier Wahl der Betroffenen geschlossen, sondern sie werden von Tanten und Verwandten „arrangiert“, etwa wie es oft heute noch in den romanischen Ländern Europas, namentlich in Spanien, der Fall ist. Dabei kam es hinsichtlich des „dauri“ insofern oft zu Unzuträglichkeiten, als die lieben Tanten eine höhere Summe für den Bräutigam festsetzten, als er und seine Familie aufzubringen vermochten. Da es für den jungen Auserwählten als Schande galt, arm zu sein, so kam es bei der strengen Auffassung des Ehrbegriffs mehrfach dazu, daß die jungen Leute Selbstmord begingen. Gegen solche Auswüchse und Unsitte wendet sich natürlich die moderne Frauenbewegung mit aller Schärfe.

Es bleibt nun noch eine Gruppe indischer Frauen zu berücksichtigen, die zwar nicht durch Teilnahme an derartigen Bestrebungen, sondern infolge ihrer großen Zahl von Wichtigkeit ist. Es sind die einfachen Bauernfrauen. Da 72 Prozent der indischen Gesamtbevölkerung Bauern sind, so bilden diese Frauen die weitaus größte Mehrheit. Ihr Los ist hart und entbehrungsreich. Die Dörfer liegen in den meisten Gegenden weit verstreut. Die Wege sind schlecht, in der Regenzeit oft unpasseierbar. Infolgedessen bleiben die Frauen fast ganz auf ihr kleines Dorf angewiesen. Das ist aber in der Regel außerordentlich arm; da gibt es kein Theater, kein Kino, kein Radio. Es gibt aber auch im Krankheitsfalle keinen Arzt, keine Heilmittel. Arzt und Apotheke befinden sich in der viele Meilen weit gelegenen Stadt. Ja, es ist außerordentlich schwer, bei Geburten eine Geburtshilfe zu bekommen. Selbst mit kunstgewerblichen Arbeiten oder gar Lesen sieht es traurig aus. Haben doch die Engländer in einer, uns ganz unverständlichen Weise die guten alten indischen Dorfschulen systematisch vernichtet, um die Bildung in den Dorfgemeinden herabzudrücken.

Wenn demnach auch heute überall in den Dörfern Schulen entstehen, so kommt das erst der heranwachsenden Jugend zugute, den Frauen von heute bleibt nichts als Arbeit. Allerdings ist es damit hier nicht so, wie in Persien oder in der Türkei, wo eigentlich die gesamte Arbeit Sache der Frau ist, sondern hier in Indien besorgt der Mann in der Hauptsache die Feldarbeit. Die Frau hilft höchstens mit. Sie hat dagegen für die Hofwirtschaft zu sorgen und für das Vieh, das auf einem mittelgroßen Bauernhof aus drei bis vier Kühen, einem Paar Büffel und Kleinvieh besteht. Die Frauen der „malis“, jener weltberühmten Gärtner, sieht man auch in den Marktstädten beim Verkauf ihrer Erzeugnisse. Im übrigen verzieht die Frau das häusliche, leider jetzt so herabgesunkene Kunstgewerbe, das einst in besonders hoher Blüte stand. Namentlich war die Inderin von jeher eine Meisterin in Stickerarbeiten.

Was nun die soziale Stellung der Frau und ihr Verhältnis zum Manne betrifft, so ist selbstverständlich die



Hindufräulein als Brahmanin freier und höher gestellt, als die Mohammedanerin. Aber selbst bei diesen verschwindet der Abschluß der Frauen von den Männern immer mehr. Immer allgemeiner fällt das abgeschlossene Leben im Hause fort, die Abendpromenaden der Frauen unter sich hören immer mehr auf, sie zeigen sich nicht mehr nur vor Verwandten, sondern frei vor jedermann. Bei den mohammedanischen Bauersfrauen verbot sich die Trennung in der Praxis ja schon ganz von selbst, da die Frauen durch die gemeinsame Arbeit und die ärmlichen Lebens- und Wohnungsverhältnisse in stetem Verkehr mit den Männern standen. Im übrigen sind die Mohammedaner in der Minderzahl, 70 Millionen gegenüber 200 Millionen Brahmanen.

Wie diese Frauenkreise in ihrem ganzen gesellschaftlichen Leben schon europäisiert sind, so sind sie auch in ihrer Kleidung europäisch. Im übrigen sind die Frauen Indiens in der Tracht sehr konfessionell und tragen ihre schöne, farbenreiche Nationaltracht, die aus langer Hose und Ueberkleid besteht; um Schultern und Kopf wird ein farbiges Tuch geschlungen. Der Unterschied zwischen arm und reich liegt nur in der Güte des Stoffes, der bei den einen aus einheimischer Baumwolle, bei den anderen aus herrlicher, gestickter Seide besteht. Viel bunter Schmuck aus Edelmetall und Perlen ist in allen Kreisen sehr beliebt. Gerade unter den einfachen Frauen und Mädchen sieht man viele sehr hübsche, gesunde und kräftige Erscheinungen. Ihre Wangen sind von Sonne und Wind in frischeren Farben gemalt, als Schminke und Lippenstift es vermögen, beides Dinge, die hier noch unbekannt sind. Es steht zu hoffen, daß die indischen Frauen auch in anderen, wesentlicheren Dingen mit gutem Instinkt die zweifelhaften Errungenschaften europäischer Zivilisation bei Seite lassen und das Beste unserer Kultur für sich herausfinden, zu ihrem eigenen und ihres ganzen Volkes Wohl.

## Seit wann schminkt sich die Frau?

Schminken? Eine modische Unart französischer Herkunft, wird mancher obenhin urteilen, den man fragen würde. Eine Erscheinung kulturellen Niedergangs, Auswuchs einer kranken Zeit — und im tiefsten Beizenstern undeutsch . . . In Wirklichkeit ist es etwas anders. Schminke: das Wort ist althochdeutscher Ursprungs, entwickelte sich aus „smiechan“ und bedeutete „hübsch machen“. Die ersten, die wirklich allerersten Spuren des Schminkens stammen aus — Belgien, also immerhin aus „unserer Gegend“, wenn man so will. Allerdings sind diese Schminken — Eisenocker — 400 000 Jahre alt. Schätzungsweise. Die nächsten Quellen sind schon beinahe neuzeitlich dagegen. Sie treten uns aus dem „alten Reich“ der Ägypter entgegen, sind also „nur“ etwa 5000 Jahre alt. Noch näher zu uns, etwa 1500 Jahre vor Christi, schminkte sich die Ägypterin schon genau so wie die Frau von heute — nur viel ausgiebiger, weil sie mehr Zeit hatte. Damals muß überhaupt eine Blütezeit der Malerei auf diesem Gebiet geherrscht haben, denn die Freude der Frauen an dieser „Kunst“ beeinflusste den Zeitgeschmack so energisch, daß man nicht nur die Bildwerke der Skulptur schminkte, sondern selbst die Toten und die Götterstatuen. Bitte, keine Verwechslung: es handelte sich bei den letzteren nicht um ursprüngliche farbige Kunstwerke, sondern die Plastiken wurden regelmäßig von den Priestern abgeschminkt und neu geschminkt . . . Es läuft die Zeit. Ein junger Mann fleht seine holde kleine Frau an, doch „die hohen Absätze abzulegen und die Schminken fortzulassen, das böse Bleiweiß samt dem Zinnober . . .“ Schon 20. Jahrhundert? Nein, aber Xenophon (um 400 v. Chr.) erzählt von eben diesem griechischen jungen Mann. Ein weiteres Halbjahrtausend später schelten die Kirchenväter auf ihre zarten Zeitgenossen: „Hüte dich, die Ohrläppchen zu durchbohren, und färbe nicht mit Bleiweiß und Purpurschminke dein Gesicht!“ Mit der Völkerwanderung geriet die Malerei vorübergehend in Vergessenheit — die einzige Periode der nachchristlichen Zeit neben der allerjüngsten, dem vorigen Jahrhundert. Ein Zeichen, wie wenig Durchschlagskraft seit je männliche Proteste gehabt haben, wenn die Frau etwas wollte . . . Von der Ausbreitung der Sittlichkeit in der Zeit nach der Völkerwanderung können wir natürlichen Menschen von heute uns gar keine Vorstellung machen, wenn wir aus dem 12. Jahrhundert z. B. in einem Gedicht lesen: „Mit ihrem hoffärtigen Gange und mit fremder Farbe an der Wange . . . wollen sich die Bäuerinnen in jeder Weise des reichen Mannes Tochter angleichen.“ Unsere Ahnfrau des 15. und 16. Jahrhunderts hatte die schönsten Schminkrezepte, und die des 17. Jahrhunderts wird sich ebensovienig um das Sprichwort ihrer Zeit kümmern haben, das behauptete: „Gewunne liebt

und geliebte rote seindt beyde nichts werdt“, als um den Sittenprediger, der da schalt: „Etlliche schaben das angeischt mit einem glas; etliche ropffeten sich mit blech die große augbrauen aus; andere, so keine augbrauen hätten, mahleten solche mit einem wenig schwärze an.“ Und dann geht es im 18. Jahrhundert noch einmal richtig los: 1780 bot eine Firma der französischen Regierung 5 Millionen Livres auf einen Monopolvertrag für Rotschminke an. Um die gleiche Zeit schminkte man in Paris und Rom vornehme Leichen — und es kam vor, daß man in den Straßen Petersburgs angebettelt wurde, nicht um Brot, sondern um Kopeten für Schminke.

Aber während die europäische Eitelkeit nur das Annalen in rot und weiß kennt, gibt es Völkerschaften, die sich heute in den unbeschreiblichsten Farben gefallen: Die Grönländerin bemalt sich blau-gelb, die Tibetlerin schwarz, die Mexikanerin rot auf gelb, ein indisches Inselvolk im Normalfalle rot mit weißen Streifen, im Trauerfalle grün; und einige südamerikanische Indianer sehen aus wie in Ostereifarben getaucht, nach dem Grundsatz: Wenn schon, denn schon . . . Wir freilich möchten uns darauf beschränken, darauf hinzuweisen, daß keine Künsteleien auch nur annähernd den Vergleich mit der natürlichen Schönheit einer Frau aushalten und die Färbungen am anmutigsten wirken, die durch Licht, Luft, Sonne und Bewegung hervorgerufen werden.

## Troßige Kinder.

In unserer Zeit, in der man so gern über die Verderbtheit der Jugend spricht, mehren sich auch die Klagen über den „Troß“ und den „Eigensinn“ der Kinder. Die elterliche Erziehungsarbeit, die durch die gegenwärtigen gelockerten Verhältnisse und Anschauungen manchmal gewiß schwer ist, könnte in vielen Fällen bedeutend leichter sein, wenn sich die Erzieher einmal mit den seelischen Zusammenhängen der Charakterentwicklung des Kindes vertraut machen würde.

Bereits der Säugling hat von seinem ersten Lebensstage an einen Willen, . . . er zunächst freilich nur wenig oder gar nicht zum Ausdruck zu bringen vermag. Mit der langsam erwachenden Persönlichkeit wächst jedoch auch der eigene Sinn und die Schätzung von Menschen und Dingen seiner Umgebung. Die Mutter wird dem Kinde wohl stets am nächsten stehen, schon wegen ihrer natürlichen innigeren Verbindung mit ihm. Auch kann ihm das erste einfache Spielzeug tausendmal mehr Freude machen als der schönste Teddybär, den die Mutter vielleicht viel lieber in den Händen ihres Lieblings sieht. Hier beginnt denn auch schon die Gefahr, die abweichende Auffassung des jungen Menschenkindes als eine Regung von Troß oder Eigensinn zu verkennen. Ohne daß es den Eltern überhaupt zum Bewußtsein kommt, wird dem erfahrungslosen und lebensunkundigen Kinde zugetraut, daß es sich der Urteilskraft der Erwachsenen anschließt. Das ist selbst von größeren Kindern nicht gut zu verlangen. Zwischen zwei Generationen liegen Zeitergebnisse, deren Einfluß auf die Lebensanschauung viel zu groß ist, als daß er von denen einfach übernommen werden könnte, die diese Geschehnisse nicht miterlebt haben. Umgekehrt muß es sein: Der im Leben anpassungsfähig gewordene Erwachsene soll sich auf das Kind einstellen, da es fremden Willen noch nicht begreifen und verstehen kann und eine ganz andere Meinung hat.

Später wird jedes Kind, sofern es gesund und in seiner geistigen Entwicklung fortgeschritten ist, nach Spielzeug, nach Betätigung verlangen. Hier entsteht nun oft die zweite Klippe, an der das für alle Zeiten zwischen Eltern und Kindern gewünschte Vertrauen von vornherein zerbrechen kann. Das Kind spielt mit dem, was es erreicht. „Das darfst du nicht!“ ist bald gesagt; der kleine Kerl aber weiß gar nicht, was gemeint ist. Er wird, wenn ihm keine andere Spielgelegenheit geboten wird, in seiner Tätigkeit fortfahren — und die erste unverdiente Strafe bekommen. In vielen Fällen geht das Kind einem ganz natürlichen Gang nach. Wenn es gern basteln und bauen will, hat es vielleicht eine Neigung für technische oder architektonische Dinge, während Kinder, die jede freie Minute sich mit einem Musikinstrument zu beschäftigen suchen, wahrscheinlich musikalisch begabt sind. Es ist von entscheidender Bedeutung, daß die Eltern solche Neigungen für den späteren Beruf ihres Sprößlings aufmerksam beobachten, pflegen und fördern. Wird anstatt dessen das bevorzugte Spielzeug oder Instrument entzogen und das Kind etwa bestraft, so findet es bald nicht mehr heraus, was es tun darf und was es nicht tun darf. Läßt es der Erwachsene auf eine Wackprobe antommen, so nähert er selbst dem im Kinde anfangs unbewußten natürlichen Abstoß fremder Mächte zu wirklichem Troß, der nun



allerdings für die Beharrung auf seinem Standpunkt keine Gründe mehr sucht. In solchen Fällen wird sich die kindliche Auflehnung meist gegen den Willen des Vaters richten. Der Vater hat, weil ihn sein Beruf gewöhnlich dem Hause fernhält, nicht immer die Möglichkeit, die körperliche und geistige Entwicklung seines Sprößlings zu beobachten, wie es der Mutter vergönnt ist; ihm wird also auch der von Tag zu Tag sich weiter entwickelnde Charakter nur selten in allen seinen Zügen bekannt sein. Um so mehr sollte er die erste Voraussetzung für seine Erziehungsarbeit darin erblicken, sich ganz auf das Kind einzustellen, ihm von Anfang an ein Freund zu sein. Für etwaige Gegensätze wird er dann bald die Wurzel und eine Erklärung finden. Wer dazu nicht imstande ist, der tut besser, wenn er die Hände von dem Erziehungswert läßt. Verkehrt ist es aber auch, wenn die Mutter das vom Vater nicht verstandene oder gekränkte Kind unbedingt in Schutz nimmt. E. S.

**Kindermund.**

Kleinden bekommt eine schöne lackierte Schippe zum Spielen für den Garten. Glücklich hierüber, schenkt sie der Großmama die alte, farblose. „Aber Häschen“, meint Mutti, „man schenkt Omi nicht das Alte, nur das Schönste!“ — Häschen, welche sich von der neuen Schippe nicht trennen möchte, schluchzend: „Mutti, Omama ist aber doch auch alt!“ W. P.

Man hat sich müde gelesen, Mutti in ihrem Bette an der rechten, Bübchen in seinem an der linken Wand. Beide haben diese nicht gerade geisteshygienische, aber sehr behagliche Ungewohnheit, vor dem Einschlafen zu lesen. Es ist der beste Uebergang zu Nacht und Traum, sich mit anderen, fremden Leiden und Freuden zu beschäftigen und so die Unabänderlichkeiten des selbst gelebten Tages zu vergessen. Man nimmt keine Tücken des Objekts, die uns am hellen Tage grämlich machten, mit hinüber in das Traumgebild; keine Schelte und keine „guten Worte“, die unsere modernen Kinder auch nimmer hören mögen, damit sie sich mit solchen Ausdrücken wie etwa „mein süßer Junge!“ vor den Kameraden nicht „bis auf die Knochen blamieren“. Also Schluß gemacht! Die Lampe verlöscht. Vom mütterlichen Bett klingt es noch sanft hinüber: „Feligchen, schlaf gut und wach gesund auf!“ Felig murmelt höflich: „Danke, das Gleichfallige!“ Dann beginnt hüben wie drüben jenes köstliche Gerede und Gedehne, mit dem man sich für den Schlaf die angenehmste Stelle zurecht sucht. Ein wohliger Augenblick! Aber der Mensch hat nie genug. Mama hat vor dem Verlöschen der Lampe noch entdeckt, daß sich in ihrer Bonbonniere ein letztes verhülltes Etwas befindet — sicher eine Weinbrandtkirsche, die sie so fürchtbar gern ißt. Wenn man mit spizen Fingern zupakt und dann ganz leise —? Gemacht. Mama faßt mit spizen Fingern zu und beginnt dann, vorsichtig die Kirsche aus ihren zahllosen Hüllen zu schälen. Aber gerade diese Vorsicht führt zu allerlei unbeabsichtigten Ton- und Geräuscheffekten. Es knistert und es knattert. Felig, schlaftrunken: „Was ist denn das? — Mutti, bist du's?“ — Mutti (da haben wir's!), leinlaut und schuldunbewußt: „Ja . . .“ — Felig (hellwach und im Tone höchster Anerkennung): „Mutti! Da wärst du aber eine ganz gute Maus geworden!“ E. W.

An kleinen Familienfeiern fehlt es niemals, zumal jetzt in der Zeit der Einsegnungen. Diese Einsegnungsfeierlichkeiten dürfen niemals in große Schwelgereien ausarten, da der Ernst des Tages gewahrt werden muß. Aber eine festlichere Aufmachung der Familientafel wird doch erwartet, auch dann, wenn die engere Familie ganz unter sich bleibt. Wir kommen nun mit einigen Vorschlägen, die nicht üppig genannt werden können, aber gewiß Liebhaber finden werden. Wird das Gemüseragout gegeben, so empfiehlt es sich, das Filet allein für sich zu braten. Von Blumen- und Sauerkohl als Beilage wird dann abgesehen, man behält aber die Kartoffelbällchen bei. Obst und Süßfrüchte sind für den Nachtisch auf die mannigfachste Weise zu verwenden.

**Blumentohlkremesuppe.** Ein Kopf Blumentohl wird gesäubert, in Röschen geteilt, diese mit heißem Salzwasser angefüllt und gargekocht. Man hebt die Röschen aus dem Kochwasser, das man zu weiterer Verwendung aufbewahrt, und läßt sie abtropfen. Der Blumentohl wird zu Mus zerbrüht und mit frisch abgekochten Kartoffeln — man rechnet ein Drittel Kartoffeln und zwei Drittel Blumentohl — vermischt. Diesem Brei fügt man einige Löffel Schwitzmehl, das man mit Milch oder Sahne abgelöscht hat, bei, verrührt ihn leicht mit dem Blumentohlwasser, schlägt alles durch ein Haarsieb und gießt die Suppe zu heller Fleischbrühe. Hat die Suppe aufgeköcht, so stellt man sie an die Seite, fügt ein bis zwei in etwas Milch verquirlte Eigelb und ein Stückchen frische Butter dazu. In die Terrine legt man kleine, vorher zurückgelassene Blumentohlröschen sowie in Butter geröstete Weißbrotwürfel und füllt die heiße Suppe darüber.

**Seefische mit Champignons.** Die Fische legt man eine Stunde in Wasser, dem man etwas Essig beigegeben hat, zieht sodann die Haut ab, trocknet die Fische, salzt und pfeffert sie, legt sie in eine feuerfeste Schüssel, darauf Butterflöckchen und dämpft sie im Bratofen ¼ Stunde. Man gießt sodann den Saft ab und verwendet ihn zur Champignonantunke.

**Kindfilet mit gebackenem Sauerkraut.** Bevor man das Filet brät, kocht man 500 Gramm gewaschenes Sauerkraut in zwei Glas Apfelwein und zwei Tassen Fleischextraktbrühe mit einer Zwiebel und einem geriebenen Apfel weich, streicht das fertige Sauerkraut auf ein Brett zum Erkalten, spickt nun das Kindfilet und brät es in Butter unter fleißigem Begießen ungefähr eine Stunde. Während dieser Zeit kocht man einen in Rosen zerlegten Blumentohl halbgar und bäckt ihn sowohl wie das Sauerkraut, das man zu Röllchen formt, in siedendem Backfett goldbraun. Kleine, ausgestochene Kartoffelbällchen röstet man ebenfalls. Das Filet wird in gleichmäßige Scheiben geschnitten, wieder zusammengelegt, mit der kurz eingekochten Tunke überfüllt und mit dem gebackenen Sauerkraut, Blumentohl und den Kartoffeln angerichtet.

**Gemüseragout.** Man dünstet kleine Champignons, Zwiebeln, Kastanien, Mohrrüben, Zeltower und weiße Rüben in reichlich Butter. Von einigen Bratwürsten läßt man kleine Teilchen wie Kugeln in kochende Brühe fallen, nimmt sie mit dem Schaumlöffel heraus, dreht sie auf der Bratpfanne in heißem Fett um, bis sie schöne Farbe haben, mischt sie unter das Gemüse und bindet das Ganze mit Schwitzmehl.

**Banauentorte.** Von Mürbeteig wird ein Boden mit aufgelegtem Rand bereitet, gebacken und nach völligem Abkühlen mit einer guten Himbeermarmelade bestrichen. Nun belegt man den Tortenboden recht reichlich mit in Scheiben geschnittenen Bananen, die mit angewärmter Aprikosenmarmelade bestrichen und mit kleingebröckelten Matronen befreut werden. Ist alles ausgefüllt, streicht man einen Zentimeter dick eine Schicht recht steif geschlagene, gefüßte Sahne darüber und garniert die Torte ebenfalls mit Schlagsahne. Einige Bananenscheibchen dienen als weitere Garnierung. Die Torte muß bald gegessen werden, da sonst die Bananenscheiben braun anlaufen.

Eine angeschnittene Zitrone bewahrt sich leichter auf, wenn sie mit der Schnittfläche auf ein halb mit Essig gefülltes Glas gelegt wird. So hält sich die Frucht, ohne zu beschlagen.

Messer, Gabeln, Zeller, die beim Zurechtmachen von Fischen, besonders Heringen, benutzt worden sind, wäscht man sofort mit Essigwasser ab. Der anhaftende unangenehme Geruch verliert sich alsdann schnell.

Fettflecke in hellem, zartfarbigem Leber verschwinden, wenn man weißes Löschpapier mehrfach zusammenlegt und mit Benzin getränkt auf die Flecke bringt. Nach einer Weile kann man es entfernen und reibt mit einem weichen Lederlappen tüchtig nach.



St. 1022. Decke aus Nips oder Bastseide mit moderner Stickerei in Wolle und Seide. Durchmesser 80 Zentimeter. Das Muster kann auch als Mittelstück für eine größere Decke dienen. Lyon - Abplättmuster, Preis 1,60 M.

Das Schnittmuster ist gegen Einsendung des Betrages zuzüglich 30 Pfennig Porto zu beziehen durch die Firma G. Lyon, Berlin SO 16, und durch die Geschäftsstelle unseres Blattes.

Blumengruppen sollten nur an solchen Orten angebracht werden, wo sie möglichst von allen Seiten betrachtet werden können und somit voll zur Geltung kommen. Vor allem soll der Platz für Blumengruppen aber natürlich so gewählt werden, daß den Blumen Luft und Licht in reichlichem Maße zugute kommen.



# Die gefanaenen Däumlinge.

Ein Märchen von K. W. Richter.

Hans und Lotte gingen eines Tages in den Wald, Erdbeeren zu suchen. Emsig pflückten sie die roten Früchte, und wenn eins ruhte, sagte das andere: „Etich, ich habe mehr als du!“

Die Sonne schien gar heiß durch die dünnen Kleider der Kiefern. Da wurden die Kinder müde; sie suchten sich unter einer alten Eiche ein kühles Plätzchen, legten sich hin und schliefen bald ein. Auf einmal wurde es lebendig im Wald. Eine Schar Däumlinge trollte lustig daher. Sie kamen auch zur Stelle, wo Hans und Lotte schliefen. „Oh, die wollen wir mal ein bißchen necken!“ sagten Zippel und Zappel, zwei von den Däumlingen.

Der eine kitzelte mit einem Grashalm dem Jungen im Ohr, und der andere ziepte das Mädchen am Haar. Davon wurden die Schläfer munter. Als sie sich verwundert umschauten, lachten die Däumlinge.

„Wartet nur, ihr Knirpse!“ drohte Hans und wollte einen greifen; aber die kleine Gesellschaft war verschwunden. Nur kleine Erdlöcher fanden die Kinder unter dem Kraut; sicher waren die Wichte da hineingetrochen.

„Weißt du, Lotte“, sagte Hans auf dem Heimwege, „morgen gehen wir wieder in den Wald und fangen uns zwei Däumlinge, einen für dich und einen für mich.“

„Et, das sind feine Püppchen!“ sagte Lotte. „Die können sich allein waschen und anziehen.“

Am nächsten Tage gingen also die Kinder wieder in

den Wald. In Hansens Korb lag eine Pappschachtel mit Gras und Blättern. Als die Kinder zu der alten Eiche kamen, legten sie sich auf die Erde und taten so, als wenn sie schliefen.

Lange brauchten die Kinder nicht zu warten, da waren die Däumlinge bei ihnen. Zippel und Zappel nahmen Grashalme und bohrten und stachen damit Hans ins Ohr. Mit einem Rud packte der Junge zu, hielt die Kleinen fest und steckte sie, so sehr sie auch zappelten, in die Schachtel. Und nun liefen Hans und Lotte schnell nach Hause. Dort nah-



men sie die Gefangenen aus der Schachtel und stellten sie auf den Tisch.

„Ach, liebe Kinderchen, bringt uns zurück in den Wald!“ bettelten weinend die Däumlinge.

„Zippelchen und Zappelchen, weint doch nicht!“ tröstete Lotte und nahm die Kleinen in ihren Schoß. „Wir wollen ja mit euch schön spielen.“

Als alles im Hause schlief, krochen die Däumlinge aus dem Pferdestall und schlüchen nach der Tür; aber die war zu. Oh, was nun?

Da kam eine Maus gelaufen.

„Höre mal, Langschwänzchen!“ sagte Zippel. „Wir sind gefangen und möchten gern fortlaufen. Kannst du uns nicht helfen?“

„I freilich“, piepste das Mäuschen, „kommt mit! Ich bringe euch nach dem Garten.“

Es huschte in eine Zimmerdecke und die Däumlinge hinterdrein.

„Faßt meinen Schwanz und haltet euch fest!“ sagte das Mäuschen. „Jetzt geht es durch eine enge Tür und einen finsternen Gang.“

Sie krochen miteinander ins Mausloch und tappfen dann vorsichtig unter den Dielen weiter.

„Ich habe Hunger“, sagte Zappel, „Mäuslein, hast du nicht Nüsse oder Beeren gesammelt?“

„In der Speisekammer finden wir Erdbeeren, soviel ihr wollt“, antwortete die Maus.

Durch ein Loch schlüpfen sie nun in die Vorratskammer. Behende kletterte die Maus an einem Vorhang in die Höhe, kroch in ein Schaff und warf den Däumlingen einige Beeren zu.

Die Maus wollte aber noch nicht mitgehen; sie roch Speck und sagte: „Ihr habt euer Teil; laßt mich erst mein

Teil nehmen!“ Und husch, war sie im Dunkel verschwunden.

Da auf einmal ein Knall! Hu! Das gab einen Schreck. Die Däumlinge liefen zum Ausgang. Sie horchten; doch es war nichts zu hören. Sie riefen wieder und wieder:

„Mäuslein, Mäuslein!

Führ' uns aus dem Häuslein!“

Nichts rührte sich. Zögernd schlüchen sie in die Speisekammer zurück und fanden die Maus unter einem Dachstein erschlagen.

Geschwind krochen die Däumlinge unter die Dielen zurück und suchten nach einem Ausgang, der aus dem Hause führte. Sie mußten lange, lange suchen, bis sie eine Mauerfalte fanden. Sie zwängten sich hindurch, und nun waren sie in einem Garten. Da waren sie froh. Sie stapften über die Beete. Aber, o weh! Mit einem Male versperrte eine hohe, lange Mauer ihnen den Weg.

„Wie kommen wir bloß von den bösen Menschen fort?“ klagte Zippel. „Wir werden unseren schönen Wald wohl nicht wiedersehen.“

Da, was war das? Wer kam dort? Ein dicker, schwarzer Kerl wälzte sich daher.

„Oh, ein Maulwurf!“ sagte Zappel voller Freude. „Der kann uns sicher helfen.“

„Wer seid ihr? Was macht ihr hier?“ brummte der Maulwurf.

Die Däumlinge erzählten dem Schwarzpelz, wie sie hierhergekommen wären, und daß die hohe Mauer sie nicht aus dem Garten hinausließe.

„Ihr armen Dingerchen! Wie habt ihr euch ängstigen müssen! Aber ich werde euch helfen“, tröstete der Maulwurf. „Nur müßt ihr euch ein Weilchen gedulden; ich bin bald wieder da!“ Und schon war er in die Erde verschwunden.

Es dauerte auch wirklich nicht lange, da war er wieder bei Zippel und Zappel und sagte: „So, nun kann es losgehen; der Gang unter der Mauer ist fertig. Doch ihr werdet euch in der dunklen Erde nicht zurechtfinden. Was machen wir nun?“

„Da sitzt ein Glühwürmchen mit seiner Laterne“, sagte Zappel und ging zu ihm und bat: „Vaternenmännchen, sei so gut und leuchte uns durch den finsternen Maulwurfs-gang!“

„Das tue ich gern“, antwortete das Glühwürmchen und schraubte das Glämmchen höher.

„Kennst du den Weg nach dem Wald?“ fragte Zippel den Maulwurf.

„Nein, ich kenne nur den Garten und die Wiese. Doch mein Vetter, der Igel, der weiß Bescheid. Ich werde ihn rufen. Hoffentlich treffe ich ihn zu Hause.“

Der Igel war eben von seinem Rundgang zu Frau und Kindern zurückgekehrt, als der Maulwurf bei ihm anklopfte.

„Lieber Vetter, bei mir warten ein paar Waldleutchen, die nicht nach Hause finden“, sagte der Maulwurf. „Möchtest du ihnen nicht den Weg zeigen?“

„Es ist schon gut, daß ich heute schon früher nach Hause gekommen bin“, entgegnete der Igel. „So brauchen die Leutchen nicht lange zu warten.“



Unterwegs vermochte der Maulwurf kaum mit dem Igel Schritt zu halten.

Beim Abschied streichelten Zippel und Zappel das Samtfell des Maulwurfs und sagten: „Danke schön, lieber Schwarzpelz, daß du so gut warst und uns geholfen hast.“

Dann ließen sie sich vom Igel nach dem grünen Wald bringen.

Groß war die Freude bei allen Däumlingen, als sie am Morgen Zippel und Zappel wieder bei sich hatten.

Hans und Lotte gingen noch oft in den Wald; aber die Däumlinge haben sie nie wieder gesehen.